

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 77 (1968)
Heft: 4

Artikel: Viet-Nam : Impressionen einer Reise
Autor: Wepf, Reinhold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Viet-Nam

Impressionen einer Reise

Dr. Reinhold Wepf

NACHTBLAUES MOSAIK

Ueber Saigon, einst «Perle des Fernen Ostens» genannt, sinkt ein früher Märzabend herab. Hitze und blendendes Licht sind rotgoldener Strahlung gewichen, die alles durchdringt. Sie blitzt von den Fensterscheiben, sie hängt zwischen den Blättern der Boulevardbäume und liegt auf den Gesichtern der Menschen, die sich in den Strassen drängen. Rotgolden auch schimmern die konischen Hüte und die Seidenröcke im Wind — für jene, die ob all dem Geratter, dem Lärm und Auspuffgestank nicht vergessen haben, das Schöne zu sehen. Dann unvermittelt erlischt das rotgoldene Wunder, und dann ist es Nacht, ohne Farben.

Ins dunkle Wasser des Flusshafens ragt ein steinerner Sporn. Es ist die dreieckige Terrasse des Restaurants «Tour d'Argent», ein Ort mit echt vietnamesischer Küche. Mein Freund erwartet mich bereits an einem Randtischchen im Dämmerschein der kargen Beleuchtung. Er will mich mit einem vietnamesischen Kaufmann bekannt machen, einem Herrn Favre, dessen Grossvater Franzose war. Er soll uns in die kulinarischen Spezialitäten seines Landes Viet-Nam einführen. Was bedeutet eigentlich dieser Name? Das Wort «Viet» stammt von einem chinesischen Zeichen mit verschiedenen Bedeutungen, die etwa so zusammengefasst werden können: Ein Land fern von China, das Hindernisse überwindet, sich stets wieder aufrichtet und ausbreitet. «Nam» dagegen heisst schlicht: Süden. 1802 wollte Kaiser Gia Long, der die Länder An Nam und Viet Thuong vereinigt hatte, seinem neuen Reich die gekürzte Bezeichnung Nam Viet geben und begehrte Zustimmung vom chinesischen Kaiser. Da aber bereits 207 bis 111 vor Christus ein Nam Viet unter Trieu bestanden hatte, dem noch zwei chinesische Provinzen zugehörten, kehrte der Monarch die Reihenfolge der Wörter um und schuf so den neuen Begriff Viet-Nam, dem zunächst nur ein dreissigjähriges Leben beschieden war. Von 1832 an hiess das Land unter Minh Mang und seinen Nachfolgern Dai Nam, während es die Franzosen nach den Teilgebieten Tonkin, Annam und Cochinchina benannten. Erst im April 1945 erschien der Name Viet-Nam im Rahmen der Unabhängigkeitsbewegungen wieder.

Da kommt Monsieur Favre und setzt sich zu uns. Ein freundlicher, lebhafter Mensch, etwas weniger verhalten als die Vietnamesen sonst sind. Das französische Wesen bricht durch. Er bestellt und zeigt dann mit dem Finger zur Seite, wo das chinesische Restaurant leise auf dem Saigonfluss schaukelt, mit leuchtenden Girlanden be-

hangen. «Das ist ‚My Canh‘, wo vor zwei Jahren die Bomben platzten. Zuerst eine kleine, und als das Volk sich retten wollte und auf dem Steg zum Ufer stand, die grosse. Sie forderte vierzig Menschenleben. Seither ist es ruhiger geworden in der Stadt.» Weiter entfernt im Hafen werden im Scheinwerferlicht Ueberseefrachter gelöscht. Das Summen der Kranmotoren dringt wie Begleitmusik zu uns herüber; zum Takte tuckern unsichtbare Boote. Lautlos gleiten rotgrüne Lichter hin und zurück. Es wird aufgetragen: Krabbenklauen und kaltes Gemüse, welches mit den Galettes de riz, schmackhaften, durchsichtigen Folien aus Reisbrei, zu passenden Bissen eingepackt wird. Dann kommen gebratene Tauben, bei denen Kopf und Hals das Beste seien. Man fasst das Stück beim Schnabel und isst es vom Hals her auf. Als besondere Delikatesse gilt das Gehirn.

Mitten im Kosten solcher exotischer Leckereien schreckt uns das Dröhnen von Flugzeugen auf. Blinklichter am Himmel zeichnen die Richtung des Einsatzes. Jetzt heulen die Ueberschallbomber vorbei, gefolgt vom Klappern der Rotorblätter von Hubschraubern. Am südlichen Stadtrand schießen Explosionen auf. Leuchtschirme erhellen die Nacht. Kanonendonner und das Einschlagen schwerer Bomben erschüttern Landschaft und Seele. Mir verschlägt es den Appetit. «Lassen Sie sich nicht stören», meint Favre, «Sie nützen mit Ihrem Fasten den Fronttruppen nichts.» Es gruselt mich trotzdem, am reichgedeckten Tisch zu sitzen und dort drüben, wo es feuert und kracht, Menschen im Kampfe um Leben und Tod zu wissen. So nahe. Zuschauer auf einem Logenplatz im Kriegstheater. «Bedenken Sie», nimmt Favre das Wort wieder auf, «dass die Vietnamesen schon immer gekämpft haben. Gegen die Chinesen während eines Jahrtausends ihrer Herrschaft, ab 939 gegen die sich folgenden eigenen Dynastien, später gegen die Franzosen. Wenn Sie wollen, bereits sogar in der legendären Aera, die bis 2879 vor Christus zurückgeht. Und jetzt, im gegenwärtigen Ringen, vermehrt sich das Volk trotz den Verlusten im Krieg. Das Leben geht eben weiter.» — «Und das Leiden auch, dem doch irgendwie Einhalt geboten werden sollte. Gibt es da keine Lösung?» frage ich zurück. «Der in jeder Beziehung Stärkere wird schliesslich siegen und dann den Frieden organisieren, der je nachdem sehr verschieden ausfallen dürfte.»

Das zwingt mich, die Lage nochmals zu überdenken. Besonders weil kürzlich in westlichen Staaten Aufrufe erschienen, die ans Selbstbestimmungsrecht der Völker erinnern und so abgefasst sind, als ob Amerika eine solche Entscheidung verhindere. Sie verlangen den Abzug seiner

Armee und vergessen dabei, dass damit die Meinungsbildung des Volkes und spätere Handlungsfreiheit bloss einer Partei überlassen ist, während der anderen, ihres Rückhaltes beraubt, nur die Ausmerzung oder Unterdrückung übrigbleibt. Denn dass es kein Nebeneinander gibt, wenn die Kommunisten die Macht ergreifen, hat die Geschichte genügend gelehrt. Jeder weiss, dass sie nie für das Selbstbestimmungsrecht der Völker eingetreten sind, sondern es nur als gutes Zugpferd benützen. Warum aber erweist sich diese Methode im Gewinnen der Massen als überlegen? Sie stellen sich an die Spitze der Unzufriedenheit eines Volkes, koordinieren die gegenseitig sich neutralisierenden Tendenzen, schalten sie gleich und zielen damit auf einen Sündenbock, der für alle gelten kann, zum Beispiel Kolonialismus, Imperialismus, oder im Westen «Kampf dem Atomtod». Die Kraft ballt sich und braucht als Gesamtheit nur noch auf ein anderes Ziel eingeschwenkt zu werden. Dass es auch hier nicht immer nach Wunsch geht, zeigte sich in verschiedenen Dörfern Südvietnams, wo mit der Befriedigung der berechtigten Ansprüche, wie Landbesitz der Bauern, der ideologische Elan dahinschmolz. Andernorts freilich konnte, besonders durch gesteigerte Guerillatätigkeit, der Kampfgeist entwickelt werden.

Doch wir müssen zurück bis zum 21. Juli 1954 und das äusserst komplexe Problem Viet-Nam wenigstens in den Grundzügen der seitherigen Entwicklung betrachten. Durch das Genfer Abkommen wurde das Land in zwei Zonen geteilt, deren provisorische Demarkationslinie der 17. Breitengrad bildet, hinter welchen sich die gegnerischen Truppen innerhalb von dreihundert Tagen zurückzuziehen hatten. Bis in spätestens zwei Jahren wären freie Wahlen über die Wiedervereinigung Vietnams durchzuführen gewesen. Ho Chi Minh, der gegen die Teilung war, da sich damals bereits ein ansehnlicher Teil Südvietnams unter Kontrolle von Viet-Minh-Truppen befand, unterzeichnete den Vertrag auf Wunsch der Sowjetunion. Gegen diesen eigenmächtigen Abschluss des Waffenstillstandsabkommens mit den Viet-Minh durch Frankreich jedoch protestierte die Regierung des Staates Viet-Nam (Südvietnam) und behielt sich volle Aktionsfreiheit vor. Amerika sprach sich für spätere Wahlen unter Aufsicht der UNO aus und unterzeichnete die Erklärung ebenfalls nicht.

Die nächsten Jahre dienten der Erstarkung beider Halbstaat, im Norden als demokratische Republik Viet-Nam unter Ho Chi Minh; im Süden zuerst als Monarchie mit Premierminister Ngo Dinh Diem, der dann durch Volkswahl im Oktober 1955 unter Absetzung des Kaisers

Bao Dai Staatspräsident der Republik Viet-Nam wurde. Er widersetzte sich den auf 1956 vorgesehenen allgemeinen Wahlen mit der Begründung, dass unter den herrschenden Umständen der Unterdrückung in Nordvietnam freie Wahlen nicht möglich seien, und fand dafür die amerikanische Unterstützung. Statt einer leichten Machtübernahme musste sich Hanoi nun wieder auf einen langwierigen Kampf vorbereiten, der allerdings schon in die Wege geleitet war. Denn die abziehenden Viet-Minh hatten überall in Südvietnam bedeutende Kader, zahlreiche Soldaten und Waffenverstecke zurückgelassen. Sie waren beauftragt, sich unters Volk zu mischen, um die Wahlen vorzubereiten. Jetzt galt es, die Revolution zu organisieren. Dies wurde erleichtert, da sich das Diem-Regime zu einer Polizeidiktatur entwickelte und den Widerstand vieler politischer und religiöser Gruppen herausforderte. Amerikas Wirtschaftshilfe, die von 1955 bis 1960 1387 Millionen Dollar betrug, führte nicht zu dem erwarteten Wunder, da entgegen der Absicht des Finanzierungssystems der Einkauf von Anlagegütern weit hinter dem von Verbrauchsgütern blieb. Die Verdienste der Importeure wurden nicht als Investitionen für den Aufbau des Landes, sondern für Konsumgüter und Rücklagen, meist auf ausländischen Konten, verwendet. So konnte die Hilfe nicht bis hinunter zum einfachen Bauer und Bürger wirksam werden, was zur Unzufriedenheit weiter Bevölkerungskreise beitrug und sie für kommunistische Einflüsse zugänglich machte. Besondere Bedeutung hatte in diesem Prozess auch die Landreform Diems, die eigentlich eine Rückkehr zum Grossgrundbesitz war. Da mehrere Verhandlungsangebote Ho Chi Minhs von Diem unbeantwortet blieben und sich sein Regime weiterhin verhärtete, begann im März 1959 der Bürgerkrieg durch alte Widerstandskämpfer aus eigener Initiative, worauf im April das Zentralkomitee der kommunistischen Partei Nordvietnams die Intensivierung des revolutionären Krieges in Südvietnam beschloss. Im Dezember 1960 wurde die «Nationale Befreiungsfront Südvietnams» (FNL) gegründet und damit der eigentliche «Befreiungskrieg» ausgelöst. Darunter versteht man jenen Krieg, der durch Unterwanderung, Terrorakte, Sabotage und Guerillakriegführung, die meist von einer aussenliegenden kommunistischen Stelle gespeist wird, eine nicht kommunistische Regierung stürzen will und dem der Mythos der Unbesiegbarkeit innewohnt. Chruschtschow hat im Januar 1961 dazu folgendes gesagt: «Der bewaffnete Kampf des vietnamesischen Volkes und der Krieg der Algerier sind die jüngsten Beispiele von solchen Befreiungskriegen. Es sind revolutionäre Kriege. Sie sind nicht nur zulässig,

sondern unvermeidlich. Können solche Kriege in Zukunft aufflammen? Gewiss. Die Kommunisten leihen derartigen gerechten Kriegen ihre volle Unterstützung und marschieren mit den Völkern, die Befreiungskriege führen, im vordersten Glied.» Aber auch Kennedy hat den Befreiungskrieg ernst genommen, indem er sagte: «Dieser Kampf wird ebenso sehr mit Willenskraft und Entschlossenheit wie mit Waffen und physischer Gewalt geführt, und es geht ebenso sehr um Seele und Geist wie um Menschenleben und Geländegewinn. In einem Kampf dieser Art müssen wir Partei ergreifen.» Und er hat sie ergriffen, um Südvietnam die Unabhängigkeit zu sichern und die Ausbreitung des Kommunismus einzudämmen. Damit waren die Würfel gefallen. Ausländische Mächte unterstützten fortan die gegensätzlich ausgerichteten Bevölkerungssteile von Südvietnam in ihrem Bestreben nach «Freiheit». Ho Chi Minh, der noch lange um eine diplomatische Regelung des Konfliktes bemüht war, näherte sich eigentlich erst seit Mai 1963 eindeutig Peking an. Gleichzeitig forderte er die Schaffung eines neutralen Gesamt-Vietnams, worin ihn de Gaulle unterstützte. Die nach aussen gerichtete Neutralität verbessert aber leider das Schicksal der nichtkommunistischen Bevölkerungssteile in keiner Weise.

Präsident Ngo Dinh Diem, an eine machthungrige Familie gebunden, war ein etwas weltfremder Idealist und Nationalist. Am 1. November 1963, nach den Protesten gegen die Buddhistenverfolgung durch Selbstverbrennung von Mönchen, dem Pagodensturm und der Aktion wider die Hochschulen, wurde er gestürzt und getötet. Eine Periode grosser Unsicherheit entstand. Militärdiktaturen folgten einander, verhalfen durch ihre Schwäche dem Vietcong zu Erfolgen. Südvietnam drohte ein politischer Zusammenbruch. Da schritt 1965 das amerikanische Militärkommando zur Bombardierung von Nordvietnam, um Hanoi an den Verhandlungstisch zu zwingen, und zum Einsatz eigener Landtruppen. Gleichzeitig trat mit Thieu und Ky der achte Regierungswechsel seit dem Sturze Diems in Saigon ein. Während der Krieg sich weiter verstiefe, erschienen in den Jahren 1965 und 1966 Manifeste der Nationalen Befreiungsfront Südvietnams, der Regierungen Nordvietnams, der Vereinigten Staaten von Amerika und Südvietnams, worin Kriegsziele und Friedensbedingungen enthalten waren. Die festgefahrenen Standpunkte ergaben bis jetzt keine Verhandlungsgrundlage.

Also trat an ihre Stelle die Eskalation des Krieges auf beiden Seiten. China schaut unter Gewährung geringer Hilfen mit Gelassenheit zu, wie sich dieser Kampf der Widersprüche im revolutionären Sinne, gemäss dialekti-

scher Theorie, zu seinen Gunsten entwickelt. So glaubt es wenigstens. Es kämpft gewissermassen bis zum letzten Vietnamesen. Die Vereinigten Staaten setzen sich dagegen bis zur gesicherten Unabhängigkeit Südvietnams ein, welches als Hauptziel von drei amerikanischen Präsidenten und ihren Regierungen festgelegt wurde. Zukunftsbewusst massen sie dem wirtschaftlichen Aufbau des Landes eine grosse Bedeutung bei. Zu dessen Verwirklichung ist aber ein Mindestmass an Sicherheit nötig, die durch militärische Ueberlegenheit erreicht werden muss. Wäre es richtig oder überhaupt nur denkbar, ein gegebenes Wort zu brechen, das südvietnamesische Volk im Stiche zu lassen und befreundete Völker durch die aufgegebene Bündnistreue zu erschüttern? Vielleicht wäre es jedoch möglich, durch die Normalisierung der Beziehungen zu China eine Wendung des ganzen Problems herbeizuführen. Als Nebenziel hat sich ergeben, den Mythos von der Unbesiegbarkeit des «Befreiungskrieges» zu brechen, damit er nicht als leichter und billiger Weg der weiteren Ausbreitung des Kommunismus dient.

Das Hauptziel Nordvietnams ist die Einverleibung des Südens, der vor allem wegen seines Reisreichthums wichtig ist. Weitere Bestreben sind, Amerika aus dem ostasiatischen Raum zu vertreiben und die Unüberwindbarkeit des «Befreiungskrieges» zu beweisen, von dem Marschall Lin Piao, der Verteidigungsminister Rotchinas, im September 1965 gesagt hat: «Je erfolgreicher er sich in einer bestimmten Zone entwickelt, eine um so grössere Zahl von amerikanischen imperialistischen Streitkräften wird er binden und abnutzen. Alles ist teilbar, auch der Koloss des amerikanischen Imperialismus. Er kann gespalten und vernichtet werden.»

Unterdessen wurde es Herbst. Das südvietnamesische Volk hat unter der Bedrohung des Vietcong eine Regierung gewählt, die schon zwei Jahre im Amt steht. Ist das nicht Bekenntnis eines grossen Bevölkerungssteiles zu der Art Freiheit, die kaum durch «Befreiungsarmeen» gebracht werden kann? Wäre es da undenkbar, dass einmal die Kommunisten einlenken könnten? Warum erwartet man es überhaupt nicht von dieser Seite?

«Vergessen Sie jetzt den Krieg», unterricht Monsieur Favre meinen Gedankengang, «und lernen Sie die Vietnamesen selbst kennen, wie sie leben, arbeiten und lächeln. Sehen Sie, da kommt ja schon der zweite Teil unseres Essens. Crevetten auf Zuckerrohr gerollt und Schweinefleisch in Gemüseblättern gebraten!» «Gewiss», erwidere ich noch halb verwirrt, «ich wollte ja gar nicht vom Kriege sprechen, aber seine Erscheinungsformen zwangen mich dazu. Es gibt kein Ausweichen davor.»

EIN NEUER TAG ERWACHT

Im Frühlicht tappt der junge Tag lautlos durch die stillen Strassen Saigons. Man hört ihn nur im lisplenden Rauschen der Blätter, durch die der Morgenwind streicht. Alles scheint noch zu schlafen. Oder höre ich richtig? Ein Trippeln der Mauer entlang, das vor dem Tor hält, vor dem Eingang zum Waisenhaus der Madame Vu. «Sie wird für mein Kindlein sorgen», denkt die junge, ärmliche Frau und zieht die Klingel. Nochmals drückt sie das wohlverpackte, zwei Wochen alte menschliche Wesen an ihre Brust, tritt einen Schritt vor, guckt neugierig in den Garten — und wartet. Endlich kommt Madame Vu und öffnet das Tor. «Da, nimm mein Kindchen», sagt die junge Frau hastig und drückt ihr das Bündel in den Arm, «ich kann es nicht brauchen, ich kann nicht.» «Wie heisst denn der Vater?» fragt Madame Vu, da sie dem Kind doch einen Namen geben möchte. «Ich weiss es nicht, Madame, wirklich nicht.» «Aber wie sieht er denn aus?» dringt sie weiter in die Verlegene ein, deren schwarze Augensterne sich hilflos zwischen feuchten Lidern hin und her bewegen. «Wie soll ich das wissen?» keucht sie heraus, «ich schlafe auf dem Markt; da ist es finster und nichts zu erkennen», macht kehrt, eilt davon und ist um die Ecke verschwunden. — Sie hat recht, wie kann sie es wissen? In der Nacht ist es dunkel auf dem Markt, auch wenn die Triebe hellwach sind.

Die Erde dreht sich weiter, und so treffen erste Sonnenstrahlen die Baumwipfel. Das kleine Leben erwacht. Händlerinnen, ihre Eimertrage auf der Schulter wiegend, huschen katzenflink vorbei, andere hört man von weitem am Sandalengeklappter. An einer Strassenkreuzung stellen sie ihre Last zu Boden und fachen die Glut im mitgetragenen Ofen an. Bald dampft im Kessel die Chinesensuppe, und eine Schar Leutchen findet sich ein, kauert im Kreise und erwartet das Frühstück. Dann erscheinen die Cyclos, wie man die Fahrradrikschas hier nennt, und die ersten Motorräder. Von der Basilika her ertönen die Glocken, die zur Frühmesse rufen, während auf dem Markt ein emsiges Treiben den Verkauf vorbereitet. Dort herrscht am Vormittag grosser Betrieb. Was gibt es nicht alles zu kaufen! Wahrhaftig breitet sich der ganze landwirtschaftliche Reichtum Südvietnams vor unseren Augen aus: Tee, Kaffee, Reis, Mais und Gewürze neben einer Auswahl von zarten Gemüsen. Eine farbige Kette tropischer Früchte, von der goldgelben Mango über die bittersüsse Pampelmuse, Ananas, Banane und eine weitere Reihe von Geschenken des Gartens bis zur herrlichsten der Früchte, der Mangustan. Diese birgt

unter ihrer blauvioletten Schale ein mit mandelartigen Kernen durchsetztes weisses Fruchtfleisch von paradieschem Duft und Geschmack. Doch auch das Meer leistet seinen Beitrag zur Ernährung des Volkes. Eine Fülle von Fischen, Hummern und Krabben wird feilgehalten. Erdrückend aber ist das Angebot importierter Waren, von Lebensmitteln, zumeist in Büchsen, über Haushaltartikel und Toilettengegenstände zu einem Berg von Textilien. Für Liebhaber sind auch ausländische Früchte zu haben. Da hangen herrliche Aepfel in Plastiksäcken, das Kilo zu 12 Schweizer Franken, Trauben zu 15 Schweizer Franken und — was dem Fass den Boden ausschlägt — eine mittelgrosse Schachtel Pralinés aus der Schweiz kostet 200 Franken. Das entspricht dem Monatslohn einer erstrangigen Krankenschwester oder eines Handwerkers. Besser könnte die Unausgeglichenheit der sozialen Gesellschaft gar nicht beleuchtet werden. Die zu leichten Gewinn bringende Einfuhr amerikanischer Waren hat teilweise sogar die bodenständige Verbrauchsgüterindustrie gefährlich gehemmt. So mussten 1958 in Saigon zahlreiche Spinnereien schliessen und von 15 000 Webstühlen 10 000 stillgelegt werden. Andererseits brachte es die Regierung Diem bis 1960 zustande, sich eine Reserve von 216 Millionen Dollar zurückzulegen, um eine «finanzielle Unabhängigkeit durch eigene Mittel» zu erreichen.

In den Läden rings um den Markt breitet sich das hochentwickelte vietnamesische Kunstgewerbe aus. Da finden sich die überlieferten Seidenmalereien mit meist religiösen oder mythologischen Motiven, dann reichverzierte Keramiken, Elfenbeinschnitzereien und zahlreiche braun und schwarz-gelb leuchtende Gegenstände aus Schildpatt. Doch die schönsten Stücke bringt wohl die Lackkunst hervor, welche um 1450 durch den Mandarin Tran Tuong Cong aus China geholt wurde. Um ihm dafür zu danken, errichtete man in Binh Vong einen Erinnerungstempel. Das Grundmaterial ist meist Teakholz, aus welchem Vasen, Schatullen, Krüge, Teller und Tassen und selbstverständlich auch Möbel hergestellt werden. Das Geheimnis des Erfolges liegt in der Vorbehandlung der Holzoberfläche mit einer Fixierschicht aus Gummi und Kaolin, ein Vorgang, der mehrere Wochen beansprucht. Dann beginnt das eigentliche Lackieren mit dem cremefarbenen, flüssigen Harz. Es sind zehn Grundschichten nötig, die je einer Woche zum Trocknen bedürfen. Die elfte Lage ist entscheidend. Es wird dazu ein besonders präparierter und durch Eisenoxyd geschwärzter Lack verwendet. Eine Woche später folgt die Behandlung mit feinstem Kohlenstaub, die Reinigung und dann das Polieren auf Hochglanz mit der Handfläche. Zur Verschönerung des Gegen-

standes kann er mit Kontrastfarben bemalt oder mit Gravuren verziert werden. Perlmuttereinlagen, Gold- und Silberplättchen oder neuerdings zerbröckelte Eierschalen sind in der achten Schicht einzufügen, damit die endgültige Oberfläche spiegelglatt wird. Durch eigene Verfahrensweisen gibt jeder Künstler seinen Arbeiten eine persönliche Note.

Das muntere Treiben auf dem Vogelmarkt zwischen Duong Pasteur und Cong Ly wollen wir uns nicht entgehen lassen. Auch in Saigon sind Vögel beliebt und werden oft zur Lebensgemeinschaft erkoren. Man schreibt ihnen Verstand zu und vergleicht sie wohl deshalb gern mit den Menschen, wie etwa im Sprichwort: «Schlaue Vögel fliegen ab, bevor man sie fängt, und kluge Männer wissen die Antwort, bevor man sie fragt.» Zwei gänzlich verschiedene Käufertypen lassen sich in dem Gedränge zwischen Ställen, Körben und Gitterstäben unterscheiden: solche, die ihrem Vogel einen goldenen Käfig bauen und andere, die ihn essen wollen. Für die Idealisten posieren mit Gesang und gespreiztem Gefieder Elstern, erkennbar an ihrem weichen Flötenton, Amseln, Kanarienvögeln und natürlich viele farbige Papageien mit ihrer so menschlichen Sprache. Die Materialisten halten eher Ausschau nach Moorhühnern, Tauben und Spatzen, die sie nach jahrhundertealtem Brauch in der Pfanne rösten und dann verzehren.

Unter den Alleebäumen kauern einige Buben im Alter von sieben bis zwölf Jahren. Sie befinden sich auf Grillenfang, da ein Turnier stattfinden soll, ein Grillenkampf. Durch Eingießen von Wasser in ihre unterirdischen Verstecke werden die Tierchen ans Tageslicht gescheucht, und die Knaben packen zu. Ein paar Erfahrene haben schon vom Händler talentierte Kämpfer gekauft. Freilich braucht es ein gutes Auge, um unter Hunderten die Begabten herauszufinden. Natürlich nur Männchen, da die Weibchen nicht streiten — bei den Grillen. Die Buben scharen sich nun um den «Ring», dargestellt durch eine Biskuitschachtel. Zwei Grillen werden in gegenüberliegende Ecken gesetzt, eine schwarze grosse, aber eher friedliche, und eine kleine braune, aggressive. Sich der Bedeutung des Augenblicks bewusst, beginnen die Gegner mit dem Vorderflügelreiben: Das kriegerische Geräusch soll den Feind erschrecken. Während die Zuschauer die Chancen abwägen, schreiten die Besitzer zu den letzten Vorbereitungen für den Kampf. Ein Zahnstocher wird an ein Stück Haar gebunden und vor den Augen der Insekten hin und her geschwenkt. Trainer suchen Angriffsstil zu entfachen und schieben dann beide Kämpfer in die Mitte des Rings. Jetzt geht's los: Beissen und Stossen, seitliche

Kicks links, rechts und Tiefschläge. Die schwarze Grille verweigert nach kurzem den weitern Kampf, die braune zirpt, um ihren Sieg in der ersten Runde zu feiern. Der schwarzen fehlt der richtige Geist; darum muss sie belebt werden. Durch Rundherumschwingen an einem Faden bringt man sie in Wut, und mit einem aufgenötigten «Stärkungsmittel» erneuern sich ihre Kräfte. Die zweite Runde kann beginnen.

DIE SEESCHWALBENKÜSTE

Seit Beginn der Besiedlung haben die Vietnamesen stets Ebenen und Küstengebiete bevorzugt, während sie das Hochland kleineren Völkerschaften überliessen. Die Natur bot ihnen ja grossen Bodenertrag und unermesslichen Reichtum an Fischen. Brandet doch der Pazifische Ozean auf einer Strecke von 2350 Kilometern an Viet-Nams gegliederte Ufer. Davon entfallen 800 Kilometer auf den heutigen Norden und halbsoviel auf das Delta des Mekong. Im verbleibenden, 1150 Kilometer langen Küstenstreifen Südvietnams besteht das Gestein teilweise aus Kalk. Aber im Einflussbereich der Annamitischen Kordilleren und des zentralen Gebirges sind es eruptive Formationen, Mikrogranit, Granit und Basalt.

Eine dichte Reihe von Ortschaften hat sich hier entwickelt; Fischerdörfer und ansehnliche Städte. Die nördlichste bedeutende: *Hue*. Einst sprach ein Begeisterter: «Die Stimmen der Mädchen aus guten Familien sind so zart und fast unhörbar fein. Sind sie nicht höchster Ausdruck von Fügsamkeit?» «Gefährlich», sagte der andere, «diese Frauen vom zentralen Viet-Nam. Heirate eine, und gleich wandelt sie sich zum Tiger.» Tatsächlich ist die Stellung der Frau stärker, als es scheinen mag. Denn sie verwaltet das Vermögen der Familie. Braucht der Mann etwas, dann weiss sie allein, wo das Geld versteckt liegt. Von Hue aus ist der Sprung nach *Danang* nicht weit, jener Stadt, die seinerzeit unter dem Namen Tourane im Ruf eines besonderen Charmes stand. Vom Col des Nuages aus wird ihre Meeresbucht sogar mit dem Golf von Neapel verglichen. Jetzt hat sie mehr Bedeutung als mächtige Nachschubbasis bekommen. Denn der Hafen liegt günstig. Auch die Billion Tonnen Kohlenreserve im nahen An Hoa gibt ihr Gewicht. Außerdem ist sie mit einer Viertelmillion Einwohner Südvietnams zweitgrösste Stadt.

Für den Bummller aber zeigt sie noch hübschere Seiten: Im Danangfluss steht auf Pfählen eine kleine Terrassen-

wirtschaft mit pagodenähnlichem Dach. Während du auf deine Crab thermidor wartest, kann plötzlich, kaum fassbar, eine den Strom querende Armada von Schiffen, wie urweltliche Saurier, aufs Land hinaufklettern. Es sind die amphibischen Monster der Marineinfanterie. Lass sie pustend und stinkend davonrollen, und widme dich jetzt der heiss aufgetragenen, hier besonders lecker zubereiteten Krabbe. Dann geh zu den Marmorfelsen, die sich zehn Kilometer entfernt wie stolze Festungen aus der Ebene erheben. Die Blöcke werden von Hand zu Bausteinen zersägt und mit dem Meissel gemustert. In staubiger Wolke eines Bretterverschlags kauert ein Dutzend Mädchen und Frauen, die Haare in Tücher gehüllt. Mit Hämtern klopfen sie den Marmor zu Grobkies, Feinkies und Sand, füllen das Produkt ihrer Arbeit in Körbe und Schachteln. Hier wäre mir die Maschine als ein wirklicher Segen erschienen. Daneben gibt es naturbegabte Bildhauer, die aus dem gefaserten Stein Pilger, wie lebend, erschaffen. Und Jungen versuchen sich mit dem grossflossigen Dananger Fisch. Da es jetzt wegen des Vietcong in den umgebenden Wäldern bis hoch in die Felsen hinauf keine Sicherheit gibt, wollen wir das Geheimnis des unterirdischen Tempels später ergründen.

Das Flugzeug folgt der Küstenlinie nach Süden. So überfliegen wir *Quang Nohai*, eine der wichtigeren Hafenstädte und kommen in das Gebiet von *Qui Nhon*. Hier liegt das Zentrum im Lebensbereich der vietnamesischen Seeschwalbe, der sich nordwärts bis Danang erstreckt und im Süden die Bucht von Cam Ranh erreicht. Die Meerschwalbe, ein kleiner, flugtüchtiger Vogel, ist wegen seines Speichels berühmt. Die Meerschwalbe liebt abseitige Felsen und Riffe, wilde Brandung und schäumendes Meer. Zum Nisten wählt sie dunkle Höhlen oder dämmrige Grotten mit oft sehr engen Spalten und Löchern als Zugang. Denn ihr Flug ist radargelenkt. Die Wände der Felsengemächer sind schlüpfrig und feucht wie die Luft. Zehn oder fünfzehn Meter hoch an der Decke klebend, kann man die weissen Nester erspähen. Ende Januar beginnt das Schwalbenpaar mit seinem Bau. Aber in den nächsten zwei Monaten gedeiht er nicht mehr. Erst wenn der warme Monsun vom Süden her einsetzt, gibt er der Schwalbe den nötigen Schwung. Tagsüber sucht sie nach Futter. Nachts wirkt sie unermüdlich am Flechtwerk des Nestchens, gebraucht dazu ihren schleimigen Speichel, der an der Luft nach kurzem erstarrt. Das kleine, halbovale Nest leimt sie mit dem flachen Teil an die Felswand. Nach drei Wochen fleissiger Arbeit ist es vollendet und bereit, die Eier aufzunehmen. Bei einer Grösse von fünf bis sieben Zentimetern beträgt das Ge-

wicht acht bis zehn Gramm. Die Analyse ergibt 90 Prozent tierisches Eiweiss und 10 Prozent Salz und Glukose. Jetzt ist aber die Zeit der ersten Ernte gekommen. Weg ist das Nest — und das Schwalbenpaar beginnt nochmals von vorn. So stark waltet die Natur. Innerhalb einer Woche wird an derselben Stelle ein neues Nest in Arbeit genommen, die diesmal nur einen Monat lang dauert. Ende Mai werden zwei Eier im Zeitraum einiger Tage gelegt. Hundert Tage vergehen, bis die jungen Schwälbchen flügge sind, wobei die Bebrütung dreieinhalb Wochen erfordert. Eine zweite Ernte fällt also auf Ende August. Die Farbe der Nester ändert mit Art und Farbe jener Felsen, an denen sie kleben. Weiss sind sie an hohen, trockenen Wänden, grau oder grünlich an niedrigen feuchten. Die roten finden sich seltener, sind aber die begehrtesten. Der Grund dieser Färbung, so sagt die Legende, liegt im ausgestossenen Blut des sterbenden Vogels. Je röter das Nest, um so nahrhafter! Selbst den Vietnamesen scheint diese Erklärung allzu poetisch. Eher kommt das Rot vom eisenhaltigen Stein, an dem das Nest haftet. Im Regen bildet er Eisenoxyd und gibt dann dem weissen Faserwerk die braunrote Farbe. Dadurch ist es für den Menschen wirklich blutbildend geworden und bestätigt die Legende auf wissenschaftliche Weise.

Nestsucher haben einen mühsamen Beruf. Sie benützen Bambusleitern und lange Bergseile, um die Niststätten zu erreichen. Oft sind die Spalten so schmal, dass niemand in die fruchtbaren Grotten gelangt. Dafür haben sie stets einen schlanken Buben dabei, der sich noch durchzwängen kann. Ausser dem Lohn erhalten sie Reis, frisches Wasser, Gemüse und Reiswein. Mai-Koa-Lo wird aus Getreide oder Reis gewonnen und meist mit Früchten oder Blumen aromatisiert. Und gerade dieser durchsichtig bis gelbliche Alkohol sei als wirksame Kraftquelle unentbehrlich und geeignet, die kalte Verlassenheit der Inseln vergessen zu helfen.

Die Nester werden mit Bürsten von allen Unreinheiten befreit, dann sortiert und je nach Grösse zu 60 bis 100 Stück in Säcke verpackt. Es sind drei Hauptarten zu unterscheiden: Eine Superqualität für Mandarine, ferner eine himmlische und eine irdische Güte. Besondere Beachtung finden die roten Nester und diejenigen aus der Gegend von Nha Trang wegen ihrer Festigkeit und dem feinen Aroma von Calambacöl. Denn ausschliesslich in der Umgebung dieser Stadt gibt es den wohlduftenden Calambacbaum, von dessen Saft die Meerschwalben sich nähren. Es braucht grosse Erfahrung und Geduld, um die aus verschiedenen Meeralgien und Speichel gebauten Nester als Suppe oder Dessert zuzubereiten. Im Urzustand hart

und spröde, müssen sie erst einen Tag lang gewässert und mehrfach gewaschen werden. Dabei entfernt man alle Federn und Schmutzteilchen sorgfältig mit der Pinzette. Anschliessend während einer bis zwei Stunden in heisses Wasser getaucht, lösen sie sich nunmehr in ihre einzelnen Fasern auf. Man schneidet diese zu Nudeln, überbrüht sie nochmals, fügt dem Wasser Erdnussöl bei und röhrt das Ganze tüchtig, um die Rückstände zu trennen. Das Oel schwimmt auf der Oberfläche und reisst alle Fremdkörper mit sich. Nun sind die Nüdelchen zur weiteren Präparation bereit, werden je nach Geschmack mit Paprika, Fadennudeln, Hühner- oder Ochsenbouillon, süsem Sirup, Lotussamen oder, ganz vornehm, jungen Tauben, ergänzt. Ein alter Gourmet preist diese Luxus-spezialität wie folgt: «Nimm so viel Nester, als du mit deinen Mitteln zu beschaffen vermagst; denn von dieser himmlischen Speise kann man seinen Gästen niemals zu viel anbieten . . . Die Vogelnestersuppe giess über hartgesottene Taubeneier, tue auch einige Schinkenschnitzelchen hinzu, die auf der Oberfläche wie Dschunkten auf der See schwimmen müssen. Deine Gäste und du dürften entzückt sein!»

Meerschwalbennester sind in der fernöstlichen Therapie auch wegen ihrer krampflösenden Fähigkeit geschätzt. Ferner stärken sie den Körper und die Zeugungskraft. Vom Kaiser Minh Mang wird gesagt, dass er seine ausserordentliche Männlichkeit den Schwabennestern verdanke. Er hatte fünfundsiebzig Prinzen und dreundachtzig Prinzessinnen gezeugt. Die roten Nester sind gegen die Lungen-schwindsucht mit Bluthusten empfohlen, ebenfalls als Verdauungs- und Stärkungsmittel. Welch erstaunliche Heilkraft dieser Feinschmeckerei innenwohnt — oder sollte man eher sagen: Welch erstaunliche Gaumenfreuden dieses Heilmittel zu erwecken vermag! *Qui Nhon* liegt jetzt gerade unter uns. Ich kenne es gleich an der landschaftlichen Trikolore, die ich ihm zugeschaut habe: Gelb-grün-dunkelblau. Diese Farben leuchten von hier der ganzen Küste nach Süden entlang bis *Tuy Hoa* an der Mündung des Song Ba, der im Hochplateau von Pleiku und Kontum entspringt. Gelb sind die Sandbänke und sandigen Strände, grün der flache Ufersaum der See und dunkelblau das tiefe Meer. Die Küstenebene kenne ich vom Helikopterflug her: Eine liebliche Gegend. Reichlich gefeldertes Kulturland, von Wasserläufen durchzogen, gepflegte Aecker zwischen romantischen Weilern mit schattenspendendem Bambus und Palmen. Holzhäuser, Dächer aus Palmlättern. Doch an einigen Orten hübsche weisse Häuschen, die mit roten Ziegeln gedeckt

sind. Schon liegen sie weit hinter uns. Auch die gelben Sandstreifen neben den waldigen Hügeln, Traum künftiger Ferienparadiese. Wir haben das *Cap Varalla* erreicht, den östlichsten Punkt von ganz Viet-Nam: 109½ Grad östlicher Länge.

URWALD UND HOCHLAND

Zur Weiterreise von Dalat ins nördliche Hochland steht uns einzig der Luftweg offen. Zunächst fliegen wir über die südlichen Ketten 160 Kilometer genau in der Nordrichtung nach *Hen Bon* im Tal des Song Ba. Nach kurzem Halt peilen wir die nordwestlich liegende Stadt *Pleiku* an. Das weite Tal des schlängelnden Flusses bildet ein farbiges Mosaik von Feldern und Aeckern: dunkelgrün und gelb bis tiefbraun in allen Schattierungen. Später mehrt sich die Waldbedeckung: bebautes Land entspricht den gerodeten Stellen, regellos und in wechselndem Massstab auf der Landkarte hingestreut. Montagnard-Dörfer ergeben ornamentale Bilder, die wie Schachbretter wirken. Die gewachsenen alten erkennt man daran, dass im umfriedeten Viereck der Siedlung die Häuser vor lauter Bäumen kaum wahrzunehmen sind. In einer grossen Wiese ausserhalb steht das Zwergendorf, gleichviel winzige Häuschen auf hohen Pfählen. Sie dienen als Erntespeicher. Ganz anders sieht eine durch Umsiedlung bedingte neuerrichtete Ortschaft aus: sieben Häuser mal sieben; im ganzen 45, da vier für den Zentralplatz ausfallen mussten. Die Wellblechdächer blinken in der Sonne. Leider fehlt im Schachbrett eine Reihe. Was die Figuren aber tun, König, Dame, Turm und Bauer, wollen wir nach der Landung erfahren.

Durch ein naturgewachsene Tor treten wir in das Reich der Montagnards ein. Jedes Feld des Brettes umgrenzt ein niedriger Bambuszaun, Wege dazwischen lassend. Das sieht recht sauber und ordentlich aus. Das Häuschen selbst, ein Pfahlbau aus Holz, ist für je eine Sippe gebaut. Darum haben wir zu jedem Spielquadrat einen ganzen Satz Figuren. Der «König» empfängt uns wie ein König mit Würde und stellt sein Haus zur Verfügung. Die «Türme» sind die Festungen der Feste und jetzt am Schnapsbereiten: sechs Amphoren stehen in einer Reihe. Reis mit Kräutern vermischt befindet sich drin, auf verschiedener Gärungsstufe. Palmlätter decken den oberen Teil des Gefäßes, lassen aber einen Hals von zehn Zentimetern frei. Hier giesst man beim Trinken Wasser hinein, um die genossene Flüssigkeit zu ersetzen. Getrunken

wird durch einen Gummischlauch, der bis zum Boden der Amphoren reicht, wo sich der Alkohol ansammelt. Ein «Turm» prüft die Qualität in den verschiedenen Behältern. Wo ihm das Bouquet am vollkommensten scheint, füllt er mit Wasser bis zum Rand auf.

Nun tritt der «König» vor und lädt mich ein, bis zu den Palmblättern zu trinken, um mich dadurch mit der Sippenfreundschaft zu beeilen. Auch die «Damen» stehen dabei und säugen ihre Sprösslinge. Mehr als zwei «Läufer», die mit der Bereitung des Festmahles beschäftigt waren, lassen Gemüserüsten, Getreidemahlen und Kochen beiseite und schieben sich schräg durch das Feld, um der Zeremonie beizuwohnen. «Springer» sind die handwerklich geschickten Jünglinge und zahlreichen springenden Kinder. Die kommen ungerufen, wo es etwas zu sehen gibt. Einzig die «Bauern» fehlen. Jemand muss ja schliesslich die Aecker bestellen und das Vieh im Kraale betreuen. Feierlich kauere ich mich vor der Amphore nieder, nehme den Schlauch in den Mund. Und jetzt: Trinken, Atemholen und Trinken. Zwischen zwei Zügen ein Blick auf die Palmblätter, die gar nicht aus dem Wasser herauskommen wollen. Aber sie müssen — und tun es am Ende. Etwas beduselt stehe ich auf, blicke dem lächelnden «König» ins Antlitz. Ungeteilte Freude herrscht, und man will mich beim grossen Feste dabeihaben. Denn ich bin nun eine «Gastfigur» im Schachbrett geworden.

Pleiku ist abgesehen von der gegenwärtigen strategischen Bedeutung nur wert, wegen seiner Grösse genannt zu werden. Die Stadt liegt in 740 Metern Meereshöhe auf einer weiten, teils mit Wäldern durchsetzten Ebene, die an flache Hügelzüge und im Norden an die annamitischen Kordilleren grenzt. Der Kern der Ortschaft besteht aus einigen breiten und, besonders nach Regenfällen, schlammigen Strassen, die meist zweistöckige, schmucklose Häuser säumen. Darunter ist ein beträchtlicher Teil Schenken und Bars, die zurzeit fast alle geschlossen sind. Denn das Kommando des zweiten Armeekorps hat den Soldaten den Zutritt verboten, solange die Konsumationspreise nicht beträchtlich gesenkt werden. Nun stehen noch einige unbeschäftigte Mädchen zweiter Garnitur tagelang herum. Das Zentrum verliert sich nach allen Seiten in ausgedehnten Wohngebieten, die, mit Ausnahmen natürlich, durch armselige kleine Parterrehäuser gekennzeichnet sind. Wenn man nicht so gute Freunde hätte, wie wir sie unter den vietnamesischen Offizieren fanden, würde einen dieser Ort keinen Tag fesseln können. Glücklicherweise gelingt es uns, noch in einem netten Hotel unterzukommen. Auf dem Balkon im ersten Stock

hat man eine Telefonstange zum Nachbarn, deren Fülle an drolligsten Basteleien, mit Isolierglöckchen, elektrischen und Telefondrähten, Nägeln und farbigen Schnüren, belustigt. Ein unterhaltsamer Anblick, wenn nicht auf der Strasse unten noch Lebendigeres geboten würde: Reparaturen von Velos und Motorrädern mitten im Gerümpel. Daneben drei konische Hüte, welche um einen Holzkohlenhaufen herum gruppiert sind und die schwarzen Scheite auf mysteriöse Weise zerkleinern, um sie in bereitstehende Körbe zu befördern. Der Vorgang selbst kann nicht beobachtet werden, da, was geschieht, sich stets im Dunkel der schützenden Hüte abspielt.

Zwei Stunden Autofahrt Richtung Nord bringen uns nach *Kontum*, einer reizenden, sauberen Stadt in 550 Meter Meereshöhe. Von reicher Vegetation umgeben, findet man, aufgelockert, schmucke Häuser, Läden und einen vielseitigen Markt. Besonders die Umgegend ist faszinierend: Flusslandschaft mit Sandbänken, romantisch bewachsenen Ufern und badenden Menschen; ausgedehnte tropische Wälder mit über 1500 Arten von Waldfpflanzen; im Vordergrund ein Landmann, der mit Ochsengespann und dürftigem Holzpflug den Acker bestellt; dass noch gerade einzigartige Wolkengestalten über den umrandenden Bergen stehen, ist reine Verschwendug, um das Bild fertig zu machen.

Im Spital von Kontum und den umgebenden Dörfern wirkt die Schweizer Rotkreuzequipe, welche uns gastfreudlich für einige Tage beherbergt. Eines Abends wird ein Mann gebracht, der von einem Tiger angefallen wurde. Die Kopfschwarte ist vom Nacken her aufgerissen und ein gutes Stück samt den daran hängenden Ohren abgeschnitten. Ein Werk der zupackenden scharfen Tatzen. Im mittleren Bereich des Kopfes finden sich zwei lange Rillen bis auf den Schädel eingegraben. Sie stammen von den Eckzähnen der Bestie, die beim Zuschnappen am harten Knochen abgegliitten sind. Glücklicherweise lässt sich alles chirurgisch wieder in Ordnung bringen. Aber wie hat sich das Unglück zugetragen? Drei Autostunden von hier waren die Männer im Urwald am Holzfällen. Gegen Abend fuhren sie in ihre Unterkunft zurück. Eine Furt wird überquert. Um das Fahrzeug zu entlasten, steigt unser Mann aus und durchwatet die Flut. Am jenseitigen Ufer kämpft er sich hoch, den Kopf vornüberneigt. Darauf hat der Tiger gepasst. Ein Satz aus dem Busch auf den Schädel des gebeugten Mannes. Zuschlagende enhakende Tatzen, harter Biss, der am noch härteren Knochen versagt. Ein Schrei des Ueberfallenen. Der Tiger erschrickt, lässt sein Opfer fahren und verschwindet mit gelenkem Sprung im Gestrüpp.

Tod am Fluss

Dr. Olaf Bachmann

Der weitere Umkreis von Kontum ist durch Vietcongtätigkeit gefährlich. Drum wird etwa die Rotkreuzequipe beim Besuchen der Dörfer von einer amerikanischen Patrouille begleitet. Der Chef ist ein Major, der seine Aufgabe wirklich ernst nimmt. Für ihn gilt nicht nur, dem Roten Kreuz Schutz zu bieten, er will auch den Dörfern Sicherheit geben und ihre Lebensbedingungen bessern. Es braucht Material für den Schulhausbau und andere Dinge. Die Vietnamesen sind gerade daran, den Boden zu betonieren; verwenden aber nur eine ganz dünne Schicht des Zementgemisches auf erdigem Grund. Kaum beendet, wird der Belag sich spalten und zerfallen. Warum diese Technik? Sie haben ja genügend Zement. Vielleicht wollen sie sparen und den Rest in klingende Münze wandeln. Wie dem auch sei, der Major greift zum Spaten und will ihnen zeigen, wie es gemacht werden muss. Mit einigen Soldaten bereitet er ein richtiges Betongemisch, schaufelt wie wild in seiner schweren Kugelweste unter brütender Sonne. Der Schweiß rinnt ihm in Strömen von Armen und Gesicht. Das tut ihm gar nichts. Forsch bleibt er am Werk und baut eine dicke Betonsohle ins Schulhaus hinein. Erklärt alles nochmals und lächelt freundlich dazu. Dann geht er weiter, zu sehen, wo sonst noch geholfen werden kann.

Der Besuch im Lepradorf ist bemühend und tröstlich zugleich. Bemühend zu sehen, dass trotz wirksamen Medikamenten die Krankheit noch weiterbesteht und aus Mangel an Sorgfalt die gesunden Kinder oft angesteckt werden. Tröstlich stimmt aber die fröhliche Gemeinschaft der Aussätzigen in dem tadellos gehaltenen und modern eingerichteten Dorf. Auf der Rückfahrt nach Kontum begegnen wir zwei Symbolen der Vergänglichkeit, des ewigen Wechsels. Ein Grabmal am Rande der Strasse, aus Holz, selbst dem Verfall preisgegeben. Giebeldach mit einfachen Verzierungen, schützend über einem Gewölbe aus Holz. Darunter liegt wohl der Tote begraben. Als Denkmal steht auf einem Sockel davor, zwischen zwei grob zugeschnittenen, etwas klotzigen Säulen ein Mann in Lebensgrösse, mit gerader Schildmütze auf dem Kopf, ein Kolonialoffizier aus Holz — dem Verfall preisgegeben.

Der Fahrer biegt in die Hauptstrasse ein. Die hohen Alleeäume sind frisch erblüht und leuchten rot vor dem blauen Himmel. In ihrem Schatten schreiten drei Mädchen, mit Kegelhut und weissem Kleid, wie aus einem Guss. Das Orakel: Schülerinnen unter Orientfeuerbäumen künden die grossen Ferien an. Der Frühling ist zu Ende, dem Sommer gewichen. Das bedeutet Abschied — von Kontum.

Tiefhängende, graue Wolken bedeckten das zentrale Hochland. Es hatte die ganze Nacht geregnet, der Boden war jetzt vom Regen weich, und nur mühsam bahnte sich mein Jeep den Weg durch den Schlamm zum Dispensarium, welches unweit des Dschungels, nahe an einem Fluss, einige Kilometer von der Stadt entfernt lag.

Wie jedes Jahr zur Regenzeit waren auch dieses Jahr zahlreiche Montagnards an Malaria erkrankt; viele von ihnen kamen nun in unser Dispensarium, um von den in regelmässigen Abständen wiederkehrenden Fieberschüben geheilt zu werden. Ich war eben mit der Untersuchung eines auf einer Bambusmatte liegenden Kranken beschäftigt, als unser Dolmetscher in Begleitung eines vietnamesischen Soldaten erschien. Er erklärte mir mit kaum erregter Stimme, dass meine Hilfe gebraucht werde. In einer unweit liegenden Hütte, dem Schulhaus, läge ein Mann vom nahen Dorf. Er sei eben am Flussufer mit einer Schusswunde an Rücken und Brust aufgefunden worden. Auf dem Weg zum Schulhaus suchte ich mit Hilfe meines Dolmetschers von dem Soldaten zu erfahren, wer den Mann erschossen hatte. Er sagte, dass häufig nachts Vietcongs aus dem nahen Laos sich bis hieher vorwagten, vielleicht hätten sie den Mann, aus Angst, entdeckt zu werden, erschossen. Es könnten aber auch Angehörige der vietnamesischen Truppen ihn für einen Feind gehalten und irrtümlicherweise auf ihn geschossen haben.

Wir waren nun bei der Hütte angekommen. Der Erschossene lag auf einer Schulbank, er war mit einem dunkelgrünen Zelttuch bedeckt, auf Kopfhöhe brannten zwei Kerzen. Einige Frauen, die meisten mit einem Kleinen am Rücken oder auf den Armen, umstanden den Aufgebarhten. Ich liess das Tuch, welches sein Gesicht bedeckte, zurückschlagen. Der Mann war etwa zwanzig Jahre alt, seine weitgeöffneten Augen starren unbeweglich gegen die Bambusstäbe des Hüttendaches, in seiner linken Brust, etwas über Herzhöhe, war ein kleines Loch sichtbar, wahrscheinlich die Austrittsöffnung der Kugel, der Brustkasten bewegte sich nicht, in seinem Innern war es still. Noch während ich mein Stethoskop auf der Brust des Erschossenen hielt, öffnete sich der Ring der Umstehenden: Ein älterer Mann in schwarzem Bauergewand trat zum Aufgebarhten. Es war der Vater des Toten. Er fragte nicht nach dem Namen des Täters, er fragte nur, ob sein Sohn noch lebe. Als man ihm sagte, dass er gestorben sei, zeigte sein Gesicht, obwohl es fast so unbeweglich blieb wie dasjenige seines toten Sohnes, eine tiefe, erschütternde Traurigkeit.